



Sonar 15

Andrej Nikolaidis wuchs als Kind einer montenegrinisch-griechischen Familie in Sarajevo auf und lebt in Montenegro. Er gilt als einer der einflussreichsten Intellektuellen der Region. Nikolaidis veröffentlichte mehrere Romane, die u.a. ins Deutsche, Englische, Italienische, Türkische, Ungarische und Finnische übersetzt wurden. »Die Ankunft« erschien 2014 bei Voland & Quist. Für seinen Roman »Der Sohn«, der nebenbei auch eine Hommage an Thomas Bernhard darstellt, erhielt er 2011 den Literaturpreis der Europäischen Union.

Nikolaidis treibt in »Der Sohn« auf die Spitze, was Camus und Sartre begonnen haben: Sein Protagonist Konstantin verabscheut die Menschen aufs Äußerste. Die Nachbarn meidet er, Touristen widern ihn an, mit seinem Vater hat er seit Jahren nicht gesprochen. Und so ist nur konsequent, dass auch seine Frau nichts mehr von ihm wissen will und ihn verlässt. Getrieben von seiner inneren Unruhe macht er sich auf den Weg in die Stadt, wo er die unterschiedlichsten grotesken Charaktere trifft: die Familie, die von der Prostitution der Töchter lebt, den radikalislamischen Straßenprediger, die Flüchtlinge aus dem Kosovo, die in einer verlassenen Untergrundgarage hausen. Doch erst die Begegnung mit seinem geistigen Vater erschüttert ihn nachhaltig ...

Andrej Nikolaidis

DER SOHN

traduki 

Die Herausgabe dieses Werkes wurde gefördert durch TRADUKI, ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, KulturKontakt Austria, das Goethe-Institut, die Slowenische Buchagentur JAK, das Ministerium für Kultur der Republik Kroatien, das Ressort Kultur der Regierung des Fürstentums Liechtenstein, die Kulturstiftung Liechtenstein und die S. Fischer Stiftung angehören.

Sonar 15

Originaltitel: Andrej Nikolaidis, »Sin«, erschienen bei Durieux, Zagreb 2006

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

1. Auflage 2015

Verlag Voland & Quist, Dresden und Leipzig, 2015

© der deutschen Ausgabe by Verlag Voland & Quist OHG

Korrektur: Annegret Schenkel, Leipzig

Umschlaggestaltung: HawaiiF3, Leipzig

Satz: Fred Uhde, Leipzig

Druck und Bindung: C.P.I. Moravia, Czech Republic

www.voland-quist.de



Voland & Quist

ANDREJ NIKOLAIDIS

DER

SOHN

ROMAN

AUS DEM BOSNISCHEN VON MARGIT JUGO

*O, wie stille war das Haus, als der Vater ins Dunkel
hinging.*

(Traum und Umnachtung, Georg Trakl)

*So ist jeder, gleich, was er ist, und ganz gleich, was er tut,
immer wieder auf sich zurückgeworfen, ein auf sich selbst
angewiesener Albtraum ...*

(Der Keller, Thomas Bernhard)

I

Alles wäre anders gekommen, hätte ich es geschafft, die Abscheu zurückzuhalten, dachte ich.

Durch die geschlossenen Fensterläden sah ich die Sonne. Sie hatte alle Kraft verloren und verschwand, unfähig weiterzubrennen, hinter den Baumkronen des Olivenhains, der sich bis zu den Kieselstränden des Valdanos-Strands und weiter bis zu den Buchten Kruč und Utjeha erstreckte, wo es von Badegästen wimmelte, die willens waren, auch noch den letzten krebserregenden Strahl aufzusaugen, bevor sie nach Hause gehen, die sonnenverbrannte Haut mit Imitaten teurer Parfüme tränken und aufreizend gekleidet zu den Diskotheken und Terrassenbars eilen würden, wo Turbofolk gespielt wurde – voller Zuversicht, dass sie sich heute Nacht

auf einen fremden Körper mit Verbrennungen dritten Grades legen, ein menschliches Wesen ihresgleichen besitzen und es dann wieder vergessen würden.

Zuerst wollte ich noch eine Weile liegen bleiben, doch der unerträgliche Schweißgeruch im Zimmer trieb mich aus dem Bett. Das Zimmer liegt zum Westen raus, darum ist es hier nachmittags so heiß wie in einer Gussfabrik, dachte ich. Den ganzen Nachmittag über knallte die Sonne auf die Wände. Selbst wenn sie untergegangen war, strahlten die Wände ihre Hitze noch ab. Die ganze Nacht lang warfen die Wände mit Hitze nach mir. Seit wir in dieses Haus gezogen waren, seit ich mich das erste Mal in dieses Bett gelegt hatte, schwitzte ich. Ich wachte um drei Uhr morgens auf und musste sofort aufstehen, weil das Kissen und das Laken schweißgetränkt waren und stanken, unvorstellbar stanken, einfach unerträglich. Ich wachte mitten in der Nacht auf und musste aufstehen, mein eigener Körper jagte mich aus dem Bett.

Es war eine katastrophale Entscheidung gewesen, ausgerechnet dieses Zimmer als Schlafzimmer zu nehmen. Eines Tages hatten wir ein Bett, einen Schrank und ein Regal hineingetragen, und noch am selben Tag war es mit unserer Ehe vorbei gewesen, auch wenn wir dies erst später begreifen sollten. Nichts konnte eine Nacht in diesem Zimmer überleben, schon gar nicht etwas derart Brüchiges, etwas derart Blutleeres wie unsere Ehe.

Zwei Jahre lang hatte ich geschwitzt, war entsetzt über meinen Körpergestank aufgewacht, hatte stundenlang auf

dem Balkon Kaffee getrunken und war kurz vor Morgengrauen auf der Wohnzimmercouch wieder eingeschlafen. Zermürbt von Schlafmangel und Müdigkeit begrüßte ich sie, wenn sie aufwachte, mit einer Umarmung. Zwei Jahre lang versuchte ich zu verstehen, was nicht in Ordnung war, warum alles misslang, zwei Jahre lang versuchte ich, meinen Verstand anzustrengen, erschöpft von der Schlaflosigkeit und der Unzufriedenheit, die das Haus erfüllte. Zwei Jahre lang konnte ich nicht einmal mehr denken. Zwei Jahre lang, dann war alles vorbei. Sie ging. Sie sagte *Ich kann nicht mehr* und ging. Im gleichen Moment ließ ich mich auf das Bett fallen, in dem wir uns am Vorabend, unserem heuchlerischen Ritual folgend, einander *Ich liebe dich* gesagt hatten. Noch während des Falls schief ich ein. Schweißgebadet wachte ich auf, wie immer. Sie war wirklich gegangen, schoss mir als Erstes durch den Kopf, als ich die Augen aufschlug. Sie war nicht mehr da. Das Bett stank weiter nach mir.

Ich stand auf, beinahe flüchtend. Ich schloss die Tür hinter mir, fest entschlossen, nie wieder etwas aus dem Zimmer zu lassen. Ich schleppte mich in die Küche und setzte Kaffeewasser auf. Dann rannte ich zum Zimmer zurück und drehte den Schlüssel zur Sicherheit noch zweimal um.

Ich könnte etwas lesen, dachte ich. Endlich könnte ich etwas lesen, sagte ich zu mir. Seit zwei Jahren lese ich nur noch Schreckensmeldungen in der Zeitung. Ich interessiere mich nur noch für Schreckensnachrichten und Bücher über Serienmörder. Nur noch für offene

Ausbrüche des Bösen, für die Hermeneutik des Bösen habe ich keine Kraft mehr, das habe ich hinter mir. Ich ertrage es nicht mehr, das Böse im alltäglichen Handeln sogenannter normaler Menschen zu suchen. Stattdessen suche ich mir vulgäre Manifestationen des Bösen aus. Ein Mann hat dreißig Menschen getötet und sie unter seinem Haus vergraben – damit kann ich noch umgehen. Aber die täglichen Boshaftheiten, die unterdrückten Wünsche und die billige Hinterlist der Menschen, denen ich begegne, durch die ich hindurchsehe, als wären sie Luft, wenn sie zu mir sprechen wie zu einem Blinden, davon überzeugt, mich betrogen zu haben, mich übers Ohr gehauen und mich dazu gebracht zu haben, an ihre Gutwilligkeit zu glauben – dafür habe ich keine Kraft mehr.

An jenem Morgen stand in der Zeitung: Mann auf eigene Bitte hin aufgeessen. Unter den Schreckensmeldungen war die heitere Geschichte von Armin Meiwes, dem Kannibalen aus Deutschland. Der Bürger Meiwes sei seinerzeit einer Kannibalen-Netzwerkgemeinschaft beigetreten, berichtete die Zeitung. Menschen sind gesellige Wesen: Sie versammeln sich, wenn sie geboren werden, sie versammeln sich, wenn sie zum Militär gehen, um zu lernen, wie man andere Menschen tötet, sie versammeln sich, wenn sie sich paaren und deshalb eine Ehe schließen wollen, und sie tun sich schließlich auch dann zusammen, wenn sie einander aufessen wollen. Meiwes hatte einen Ort gefunden, an dem sich seine Seelenverwandten versammeln. Er wollte einen

Menschen essen und vertraute diesen Wunsch seinen Freunden aus der Kannibalengemeinschaft an. Er schrieb eine Anzeige. Es meldeten sich vierhundert Menschen, die aufgegessen werden wollten. Und so geschah es: Er aß einen von ihnen auf. Dieser schien besondere Wünsche gehabt zu haben: Vor seiner Tötung bat er darum, zusammen mit seinem Wohltäter Meiwes ein *letztes Abendmahl* auszurichten und seinen eigenen Penis zu essen. Der gütige Meiwes wollte seinem Wunsch nachkommen, doch nach anfänglichem Enthusiasmus waren sich beide einig, dass die Speise ungenießbar war. Dem Freiwilligen wurde schlecht, er begann das Vaterunser zu beten. Meiwes, dem die Ärzte Normalität bescheinigten, verkündete, er habe nicht gebetet, da er nicht wisse, wer sein Vater sei, Gott oder Satan, daher sei ihm nicht klar gewesen, ob er zu Gott oder Satan beten solle, so stand in der Zeitung. Nach dem Gebet tötete Meiwes ihn, und etwas später aß er ihn auf, das gesamte Geschehen filmend.

Ich nahm Eliots *Das wüste Land* aus dem Regal, eine Freundin hatte uns das Buch geschenkt, im ersten Sommer in unserem Haus. Im November jenen Jahres, einem verregneten November, der uns dazu verdammt hatte, im Haus zu bleiben, weil unsere Spaziergänge durch den Olivenhain aufgrund des unaufhörlichen Regens unmöglich geworden waren, in jenem November hatten wir versucht, eine Idylle wie aus einem B-Movie zu schaffen. Wir saßen in *unserem* Wohnzimmer in den Sesseln, während in *unserem* Kamin ein Feuer knisterte. Wir saßen da und lasen Eliot. Ich las vor, sie hörte zu. Damals liebte ich

sie, so wie ich sie immer geliebt habe. Damals hielt ich es nicht länger aus, so wie ich es nie länger ausgehalten habe. Damals beschloss ich, trotzdem weiterzumachen, so wie ich immer beschließe, weiterzumachen. Die Dinge scheitern nie meinetwegen, noch gelingen sie dank mir. Sie gehen immer an mir vorbei. Ich passe mich nur an.

Als Kind habe ich mir das Leben immer als eine Wüste vorgestellt, durch die ich schreite, ohne etwas zu verändern, ohne auch nur die geringste Spur zu hinterlassen. Damit, wenn ich entschwinde, kein einziger Fußabdruck im Sand zurückbleibt, kein Ascherest eines von mir angezündeten Feuers, kein Skelett eines von mir aufgegebenen Tieres, keine Karawane, der ich begegnet bin, kein Baum in einer Oase, in dessen Rinde ich die Initialen meines Namens eingeritzt habe, keine Frau in einem Dorf, bei der mein Kind aufwächst. Einfach vorbeigehen, unbemerkt, so, dass niemand sagen kann: Der da war's. So habe ich damals gedacht, so denke ich auch heute. Aber ich habe mich nicht daran gehalten. Ich habe geheiratet. Ich habe mir eine Frau genommen und bin spurlos weitergereist. Am Ende ist sie es gewesen, die *Ich kann nicht mehr* gesagt hat und gegangen ist, sie hat es getan, obwohl ich das Gleiche hätte sagen können, was ich aber nicht getan habe, sie hat es gesagt, weil sie stärker ist als ich.

Der April ist der grausamste Monat von allen, sagt Eliot. Aber er hat nicht an der montenegrinischen Küste gelebt, und seine Mitbürger haben nicht mit dem Vermieten von Zimmern Reichtümer angehäuft. Er hat nicht gesehen,

wie Horden von Touristen in seine ruhige Stadt kommen und sie in einen riesigen, barbarischen Vergnügungspark verwandeln, er hat nicht gewusst, wie es sich anfühlt, wenn sich der Lebensraum nur noch bis zum Gartenzaun erstreckt, weil jedes Verlassen des Hauses bedeutet, sich durch einen Ameisenhaufen fremder Körper zu kämpfen, die hässlich sind und laut und auf krampfhaft gieriger Suche nach Genuss, was mich jedes Mal dazu nötigt, panisch zurückzurrennen, mich ständig nach allen Seiten umdrehend, weil überall Gefahren lauern, zurück in die Welt meines Eigentums, das durch einen hohen Zaun vom Rest der Welt getrennt ist, den unbekannte und furchterregende Menschen in Besitz genommen haben. *Der August ist der grausamste Monat von allen*, sage ich.

Ich glaube, Ghazali hat gesagt: *Der Himmel ist von Leid umgeben und die Hölle von Genuss*. Von oben aus betrachtet, von der Anhöhe und vom Wald aus, wo mein Haus liegt, sieht die Stadt, in der ich lebe, im Sommer aus wie die Hölle. Denn Tourismus ist der Verkauf von Genuss. In einer Touristenstadt ist der Mensch tatsächlich von Genuss umgeben. Ghazali hat recht: Ich bin in der Hölle, denn ich bin von Genuss umgeben. Auch Sartre hat recht, wenn er sagt: *Die Hölle, das sind die anderen*. Ihr Genuss ist meine Hölle.

Das Telefon klingelte. Ein Freund war am Apparat und sagte, gerade sei die DVD von *Cannibal Holocaust* aus Amerika bei ihm eingetroffen. Was ist das?, fragte ich. Ein Film über eine Expedition von Filmemachern,

die im Amazonas auf einen Kannibalenstamm stoßen, sagte er. Ein vielversprechender Anfang, was passiert dann?, fragte ich. Nichts, sagte mein Freund, den Rest des Films essen die Menschenfresser sie auf. Die Firma, bei der ich den Film gekauft habe, heißt *Grindhouse* und ist spezialisiert auf den Verkauf der obskursten, schockierendsten und abscheulichsten Filme aller Zeiten, erzählte mein Freund nicht unbegeistert. Stell dir vor, was ich im Katalog entdeckt habe: Unter dem reichen Angebot an Filmen, in denen Menschen schrecklichsten Qualen ausgesetzt werden, also vergewaltigt, zersägt, zerstückelt und aufgegessen, gibt es die Option: Ohne Gewalt an Tieren. Verstehst du?, rief er in den Hörer. Ich verstehe, presste ich durch die Zähne. Verstehst du, rief er, die sorgen dafür, dass Leuten, die Kannibalismus toll finden, die sich aber vor Gewalt an Tieren ekeln, nicht schlecht wird, wenn sie sich aufgeschlitzte Menschen ansehen. Ich fürchte, ich verstehe, sagte ich.

Danach war mir klar, dass aus dem Lesen nichts mehr werden würde. Immer geschah etwas, was mich im letzten Moment vom Lesen abhielt. Zum Lesen, und überhaupt zu jeder geistigen Anstrengung, war Muße unerlässlich. Wäre mir nicht langweilig gewesen, hätte ich nie irgendetwas geschrieben. Mir war auch weiterhin langweilig, wie immer, aber eine ganze Weile schon wusste ich nicht mehr, warum es überhaupt wichtig sein sollte, zu lesen oder zu schreiben, warum es wichtig sein sollte, den Geist zu entwickeln, wie man sagt. Ich gab das Lesen auf und schaltete den Computer ein.

Ich kam nicht ins Internet. Die Dial-up-Verbindung brach immer wieder ab. Die Leitungen sind überlastet, dachte ich. Gerade schickten Tausende im Kosovo gebürtige Touristen Nachrichten an ihre Familien im Westen. Dorthin, wo sie das Kleingeld verdienten, mit dem sie im Sommer während der zweiwöchigen Urlaube, die ihnen nichts als Frust bescherten, um sich warfen. Denn auch wenn sie wie Pfauen stolzierten, auch wenn sie junge Mädchen aus Peć als Freundinnen hatten, die sie mit Goldketten und zehn Jahre alten Mercedes verführten, hing ihnen doch der Klogestank noch in der Nase, der Gestank nach den Klos, die auf sie, ihre Reinemacher, warteten, in München, in Stockholm und in Graz. Jetzt waren sie vom Strand zurück und telefonierten und verschickten E-Mails wie wild, getrieben von ihrem Bedürfnis nach Kommunikation; Analphabeten, die jedes einzelne Wort nur mit an Geburtsqualen grenzender Mühe hervorbrachten.

Mein Atem stockte vor Verachtung und Widerwillen, vor Abscheu, von der ich so umfassend und folgenschwer überströmt wurde wie die Heiligen von Liebe, wie man so sagt. Ich brauchte einen Blick in die Weite, einen Blick auf die tröstliche Leere des offenen Meeres, auf das von Menschen unverschmutzte Blau. Ich rannte hinaus auf den Balkon.

Der Abend brach herein. Wieder ging die Sonne hinter Onkels Olivenhain unter, wie wir die Anhöhe mit dem Dutzend Olivenbäumen nannten, die fünfzig Hektar Macchie voller Sandottern und Wildschweine, die uns den

Blick auf das Meer verdeckte. Mein Vater behauptete, einmal habe er hinter dieser Anhöhe irgendetwas landen sehen, was nicht von dieser Welt war. Es gelang mir nie, ihm klarzumachen, dass es nur die Sonne gewesen sein konnte. Nachmittag für Nachmittag hatten wir auf der Terrasse gegessen und auf die Dämmerung gewartet, schweigend hatten wir zugesehen, wie die Sonne unterging, wie sie sich hinter den Umrissen der Anhöhe verlor, die seit jeher zwischen mir und der Welt steht. Wenn das Licht erloschen war, stand mein Vater auf und sagte resolut *Nein, das war auf keinen Fall die Sonne*. Dann verschwand er im Haus. Danach gaben nur noch Bachklänge zu erkennen, dass er weiter existierte, dass er wie jeden Abend im Dunkel des Schlafzimmers lag, gelähmt von der Depression, die ihn bereits seit zwei Jahrzehnten quälte.

An jenem Abend stand die Anhöhe in Flammen. Statt des frischen Seewinds schlug mir die Hitze des brennenden Waldes ins Gesicht. Wieder einmal macht das Feuer die ganze Mühe meines Vaters zunichte, dachte ich. Nach jedem Brand durchsuchte die Polizei das Gelände, um dem Täter auf die Spur zu kommen. Es erübrigt sich zu sagen, dass sie nie irgendetwas gefunden haben. Weder eine Scherbe noch ein Streichholz, ganz zu schweigen von den Spuren eines Brandstifters. Ich sag's doch, sie finden nie heraus, wer die Anhöhe in Brand steckt, wie auch, wenn das Feuer nicht von dieser Welt ist, sagte mein Vater jedes Mal.

Als die Anhöhe das erste Mal in Flammen stand, sah er darin ein Zeichen Gottes: Mein ganzes Leben ist ver-